



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. u. d. P., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 1, 19-28. „In der Zeit sandten die Juden von Jerusalem Priester und Leviten an Johannes, daß sie ihn fragen sollten: Wer bist du? Und er bekannte und läugnete es nicht, und bekannte: Ich bin nicht Christus. Und sie fragten ihn: Was denn? Bist du Elias? Und er sprach: Ich bin es nicht. Bist du der Prophet? Und er antwortete: Nein. Da sprachen sie zu ihm: Wer bist du denn? Damit wir denen, die uns gesandt haben, Antwort geben. Was sagst du von dir selbst? Er sprach: Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste: Vereitet den Weg des Herrn, wie der Prophet Jaias gesagt. Die Abgsandten aber waren Pharisäer. Und sie fragten ihn und sprachen: Warum taufst du aber, wenn du nicht Christus, nicht Elias, noch der Prophet bist? Johannes antwortete ihnen und sprach: Ich taufe mit Wasser; aber in eurer Mitte steht der, den ihr nicht kennt. Er ist es, der noch mit kommen wird, der vor mir gewesen ist, und dessen Schuhen ich nicht würdig bin. — Dies ist zu Bethanias geschehen, jenseits des Jordans, wo Johannes taufte.“

Die Menschwerdung.

III.

Im Samen ist vergistet schon die Pflanze
 Das ist der Menschenseele hirt'res Loos!
 Nur Eine ward in unbeflecktem Glanze
 Empfangen sündlos in der Mutter Schoß.

Und diese Eine ist emporgeproffen,
 Wie unter Törnen hoch die Lilie steht,
 Sie prangt, vom Strahl des Heil'gen Geists
 umflossen,
 Als Gottesbraut in lichter Majestät.

In ihres Kelches reinem Helliglänze
 Kommt Gottes Sohn als Menschenkind zur Welt,
 Nur Mutter Gottes wird die Wunderblume,
 Ihr Schoß ist glorreich wie das Himmelszelt.

Die Menschwerdung des Sohnes Gottes, lieber Leser ist also ein hohes Geheimnis, das kein Mensch, ja kein Engel begreifen kann. Aber daß der Sohn Gottes unsererwegen wirklich Mensch geworden ist, das ist unzweifelhaft, denn Gott Selbst hat es geoffenbart. Indem wir aber das Geheimnis der Menschwerdung glauben, halten wir für wahr, daß der Sohn Gottes, der wahrer Gott ist und bleibt, vor nahezu zwei Jahrtausenden einen menschlichen Leib und eine menschliche Seele angenommen hat, so daß Er seitdem auch wahrer Mensch ist. Darum nennt der Gottmensch Jesus Christus Sich so oft den „Menschensohn“, d. h. den Sohn eines Menschen, — der heiligsten Jungfrau, — um eben auszudrücken, daß Er wahrer Mensch sei, daß Er, der Sohn Gottes, uns zu Liebe die wahre menschliche Natur aus Maria angenommen habe.

Treten wir indes dem Geheimnisse etwas näher, nicht etwa um es zu erfassen (was ja unmöglich ist), sondern um wenigstens eine ungefähre Vorstellung von ihm zu gewinnen. — Die Menschwerdung besteht darin, daß die zweite göttliche Person Sich

mit der Menschheit verbindet: das können wir uns vorstellen unter dem Bilde eines Kleides, das einer Person angezogen wird. Wir denken uns drei Personen, die einer aus ihnen ein Kleid anziehen; es sind drei Personen die bekleiden, aber nur eine, die bekleidet wird. In ähnlicher Weise waren die drei göttlichen Personen — der Vater, der Sohn und der Heil. Geist, — bei der Menschwerdung thätig: sie bekleideten Eine aus Ihnen mit der Menschheit wie mit einem Kleide; die mit der Menschheit bekleidet wird, ist die zweite Person, das „ewige Wort“, der göttliche Sohn, — aber zu dieser Bekleidung wirken alle drei göttlichen Personen, die (ganze) heiligste Dreifaltigkeit.

Dieses von den Gottesgelehrten oft gebrauchte Gleichnis findet auch Stützpunkte durch die hl. Schrift, in der wiederholt die Menschheit unseres Herrn unter dem Bilde eines Kleides vorgestellt wird, z. B. in der „Geh. Offenbarung“: „Er war angethan mit einem Kleide, das mit Mut beprengt war, und Sein Name heißt Wort Gottes“ (Off. 19.)

Als daher der unsichtbare Sohn Gottes vor den Augen der Welt in die Erscheinung treten wollte, wurde Ihm ein (sichtbares) Kleid angezogen: Er Selbst legt es Sich an im Verein mit den beiden anderen göttlichen Personen. Ein Kleid ist aber nur ein äußerliches Ding und gehört nicht zum Wesen des Menschen, der es trägt, — so hat auch die Menschheit nichts von der Wesenheit des Sohnes Gottes. Und gleichwie nun unser Leib nicht auch zerrissen wird, wenn das Kleid, das wir tragen, zerrissen oder geteilt wird, so blieb auch das „ewige Wort“ des Vaters von den Leiden unberührt, als „das Kleid Seiner Menschheit“ in dem bitteren Leiden und dem Tode am Kreuze „zerrissen“ wurde.

Allein ein Gleichnis, lieber Leser, brüht den Begriff, der anschaulich gemacht werden

Kirchenkalender.

Sonntag, 17. Dezember. 3. Sonntag im Advent. Lazarus, Bischof. Evangelium Johannes 1, 19-28. Epistel Philipp 4, 4-7. • St. Andreas: Von Sonntag den 17. Dezbr. bis zum Feste der hl. drei Könige findet an Wochentagen morgens 7, 10 Uhr Segensmesse und abends 6 Uhr Segensandacht statt. Morgens 8 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Gymnasialisten. Nachmittags 3 Uhr Predigt und Andacht. • St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche Kommunion des Vereins der christlichen Familien zu Ehren der hl. Familie von Nazareth • St. Martin: Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche Kommunion für die Schule in der Kronprinzenstraße. Nachmittags 7, 4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marianische Männer-Sodalität. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marianische Dienstmädchen-Kongregation.

Montag, 18. Dezember. Buntbold, Mt. Anfang der großen Antiphonen. • Ursulinen-Kloster: Von Montag bis Samstag ist Morgens um 6 Uhr eine hl. Messe mit Segen. Nachmittags um 6 Uhr ist D-Andacht. Von Donnerstag bis Samstag fällt die hl. Messe um 8 Uhr aus.

Freitag, 19. Dezember. Remelius, Martyrer. Mittwoch, 20. Dezember. Julius, Martyrer. Quarembert.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

soll, nie in seiner vollen ungetrübten Wahrheit, nie in seinem ganzen Umfange und in voller Schärfe aus, — aber wir vermögen uns, lieber Leser, nun doch einigermaßen vorzustellen, daß die menschliche Natur (aus Leib und Seele), die der Sohn Gottes einst annahm, dessen Wesen nicht beeinträchtigte, daß diese menschliche Natur die Gottheit „bekleidete,“ aber daß die Gottheit nicht in ihr Wesen überging. So ist denn der menschliche Wille in Jesus Christus keinen Augenblick zwar dem göttlichen Willen entgegen gewesen; aber die menschliche Seele in Jesus Christus hat für sich thatsächlich einen wahren menschlichen Willen neben dem göttlichen Willen, der wieder kein anderer ist, als der Wille Gottes des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes, (denn die drei göttlichen Personen haben ja nur eine und denselben allerhöchsten Willen). Wenn also J. B. der Heiland sagt: „Ich bin vom Himmel herabgekommen, nicht damit ich meinen Willen thue, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat“ (d. i. des himmlischen Vaters (Joh. 6, 38)), so meint Er mit den Worten „meinen Willen“ offenbar Seinen menschlichen Willen, während Er mit dem Willen „dessen, der Ihn gesandt hat“, den allerhöchsten, göttlichen Willen bezieht. — Und wenn Er in der Tobeseucht am Oelberge, betet: „Vater! nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“ (Matth. 26, 39) — so unterwirft Er eben Seinen menschlichen Willen dem göttlichen Willen. Und so will der menschliche Wille in Christus überhaupt niemals etwas anderes, als was der göttliche Wille will, oder, um uns der Worte des allgemeinen Konzils von Konstantinopel (680) zu bedienen: „Wir bekennen in Christo zwei natürliche Willen, die sich jedoch nicht zuwider sind, da der menschliche Wille dem göttlichen Willen unterworfen ist.“ Wie aber der Sohn Gottes Jesus Christus mit Seinem menschlichen Willen dem göttlichen Willen stets gehorsam war, so ist Er für uns alle Muster und Vorbild geworden; darum beten wir: „Dein Wille (o Gott) geschehe, wie im Himmel (von den Engeln und Heiligen), so auch (von uns) auf Erden!“

Welcher unansprechlichen Macht von Seite Gottes bedurfte es, lieber Leser, um in der Einen göttlichen Person Seine unendliche Majestät und unsere Niedrigkeit zu vereinigen, um in dem Gottmenschen die Kraft, die das Weltall bewegt, und die Schwachheit, die nichts vermag, mit einander zu verbinden! Welch' unbegreifliche Macht, die mit dem „ewigen Worte“ unsere menschliche Natur zu verschmelzen wußte, ohne Seine (göttliche) Natur zu verändern, — die Gestalt des Knechtes anzunehmen, ohne der Gottheit Eintrag zu thun, — das göttliche Wesen zu erniedrigen, ohne es etwas einbüßen zu lassen, — die Gottheit sichtbar zu machen, ohne sie weniger anbetungswürdig erscheinen zu lassen! Das ist wahrhaft, o Herr, das Meisterwerk Deiner Allmacht, es ist Dein vorzüglichstes Werk! — Und was nicht weniger bewundernswürdig ist: mit der unansprechlichen Macht vereinigt sich hier eine unendliche Weisheit, die, um uns zu heilen, gegen unseren Stolz die Demut eines Gottes, gegen unsere Habgucht die Armut eines Gottes, gegen unsere Sinnlichkeit die Leiden und den Kreuzestod eines Gottes als Heilmittel anwendet! — Und was soll ich erst von der wunderbaren Güte sagen, die einen Gott zu uns herabsteigen läßt? Ist Er nicht der gutehirt, der Sich mit dem Felde Seiner Schafe bedeckt, um sie an Sich zu ziehen?

Wir alle wissen's
Von Jugend auf;
Doch o, wem weckt es
Der Jähren Lauf?
Gleichwie vom schlummer-
durchwärmten Hügel
Der Arzt muß eilen
In's Schneesgewühl

Nach fremder Gegend
In eiler Nacht,
Perseus' durchs Feuer
Von Sturmes Nacht,
Vorbei an Schlingen
Boll Angst und Not,
D, wenn er gleitet,
So ist sein Tod!

So, Jesu, liehest
Du Gottes Sohn
Des Himmels Sonne,
Des Himmels Thron,
Des Himmels Frieden,
Des Himmels Nacht,
Und steigst hernieder
In uns're Nacht!
Wir alle wissen's
Von Jugend auf;
Doch o, wem weckt es
Der Jähren Lauf?

S.

Zur Geschichte der Briefmarke.

Von Dr. J. Wiese.

Ueber die Einführung der neuen Reichspostmarken, die in letzter Zeit in der Öffentlichkeit besprochen wurde, herrscht in allen Kreisen eitel Jubel und Freude. Die Geschäftswelt empfindet es als ein Entgegenkommen der Reichspostbehörde, daß sie ihr gleichsam als Neujahrsbeschenk zum Jahrhundertwechsel Marken in neuer Höhe zu 30, 40 und 80 Pf., sowie zu 1, 2, 3 und 5 M. bescheert; des Künstlers Auge ruht mit Wohlgefallen auf dem künstlerisch wirkungsvollen Markenbilde, der Politiker verpricht sich von der Einführung das Aufgeben des Rejeratredes der beiden süddeutschen Staaten und möchte hierin einen weiteren Schritt auch zur äußeren Beurkundung der deutschen Reichseinheit sehen, und der Philatelist, Briefmarkensammler — nun, er freut sich schon über die Thatsache, daß er nun seiner Sammelwut noch mehr Genüge thun darf als vordem. Nur wenigen aber dürfte es bekannt sein, daß das kleine Wunderding, das wir täglich vor Augen haben, noch verhältnismäßig jung an Jahren ist, und die Aeltesten unter uns wissen sich noch der Zeit zu erinnern, da dieses uns jetzt so unentbehrlich erscheinende, völkerverbindende Mittel zur Erleichterung des Verkehrs nicht bestand.

Freilich wissen wir, daß gewisse postalische Einrichtungen schon bei den alten Kulturvölkern bestanden, und daß später in den meisten Ländern Europas förmliche Postanstalten organisiert waren. Im deutschen Reiche wie in den Niederlanden war die Familie Turn und Taxis mit dem Reichs-Erso-General-Postmeisteramt belehnt. Das Erträgnis dieses Lehens war ein sehr bedeutendes, denn die Taxen, welche für die Beförderung von Briefen gezahlt werden mußten, und die sich nach dem Gewichte und der Entfernung richteten, waren sehr bedeutende, und wenn dieselben auch im Laufe der Zeiten nicht unwesentlich ermäßigt wurden, so lassen sie sich doch mit den heutigen Portogebühren nicht vergleichen. Die Erhebung der Portogebühr geschah in der Weise, daß entweder der Absender diese bei Aufgabe des Briefes am Postschalter bezahlte, oder daß, wenn der Brief unfrankiert aufgegeben wurde, das Postgeld bei Abgabe des Briefes an den Adressaten von diesem abgefordert wurde.

Obwohl die Einführung der aufklebbaren Frankierungszeichen erst vor 6 Decennien erfolgte, gab es doch schon vor dieser Zeit hervorragende Männer, die an die Einführung von Frankozeichen dachten. Um das Jahr 1650 soll nach Dr. A. Mojschta König Karl II. von England ein Konvert ediert haben, welches die Portofreiheit anzeigte, jedoch nur für königliche Angelegenheiten benutz wurde. Verbürgt ist diese Nachricht aber nicht, auch scheinen die Postkonverte nur sehr kurze Zeit im Gebrauche gewesen zu sein, da die 1683 von dem Tapezierer Robert Murray errichtete Stadtpost in London irgendwelche Frankierungszeichen nicht brachte, sondern die an

der Annahmestelle ausgegebenen bezahlten Schreiben einfach des Tages einmal durch Fußboten bestellen ließ.

Durch Erlass Ludwig X.V. wurden in Paris am 8. August 1653 2. Postkonverte veranlaßt, die unseren Einheitsbändern ähnlich sahen und den Aufdruck trugen: „Port payé . . . (Mal) . . . le . . . (10) jour de l'an 1653 ou 1654.“ Zum Zeichen der erfolgten Entwertung wurde das Frankierungszeichen vor Abgabe des Briefes an den Empfänger von Seiten der Post heruntergenommen. Die Hauptverkaufsstelle der „Billets port payé“ war im Hofe des Palais beim „Commiss-Général“, dieser war verpflichtet, an Arm und Reich für den verkauften Preis von ein Sou selbige zu verkaufen. Zur Bequemlichkeit des Publikums waren in den verschiedenen Vorstädten Briefannahmen und ebenso bei den Portiers aller öffentlichen Anstalten, in den Klöstern, bei den Schleichern der Gefängnisse zc. Verkaufsstellen errichtet, und ferner in allen belebten Straßen der Stadt Briefkästen (1) angebracht, die täglich dreimal geleert wurden. Die Verkäufer der Billets erhielten eine angemessene Provision. Express- und Postreite-Sendung der Billets war ebenfalls gestattet.

Diese für damalige Zeit musterhaft zu nennende Beförderung der Briefe geriet aber sehr bald wieder in Vergeßlichkeit, und simple Sabotarden besorgten wieder den gesamten Stadtpostverkehr. Trotz der verschiedensten und umfassendsten Verbesserungen im Postwesen erfahren wir doch eine lange Swanne Zeit hindurch nichts über etwa eingeführte Postwertzeichen. Erst im Jahre 1811 kommt wieder eine Art Briefmarken vor, die von einer Schiffsfahrts-Gesellschaft in Schottland zur Erleichterung des Brief- und Paketverkehrs in Kurs gesetzt worden war.

In den Jahren 1819 bis 1836 waren in Sardinen zwei Postkonverts in Kurs, welche den Namen „Carta postale bollata“ führten. Diese zeigten neben der Wertangabe das Bild eines Postillons zu Pferde, mit dem Posthorn an den Lippen. Die Couverts der zweiten Emission waren zum Schutze gegen Fälschungen sogar schon mit Wasserzeichen versehen. Die erste Emission von 1819 war in Vlandrud, die zweite 1820 in farblosem Reliefdruck ausgeführt.

Im Jahre 1823 machte in Schweden der Leutnant Curry Gabriel de Treffenberg seiner Regierung den Vorschlag, mit Etempl als Wertzeichen verfehene Postkonverts einzuführen; er legte sogar Proben davon vor. Sein Projekt fand zwar vielen Anklang, wurde aber, da man damals noch nicht die großartige Bedeutung derselben anerkannt, abgelehnt. — Um diese Zeit oder auch etwas später, jedenfalls aber noch vor der folgenden Couvert- und Markenebition in England, soll China schon verschiedene Arten von Postkonverts ausgegeben haben. Dies ist indes nicht erwiesen, in China weiß man wenigstens zur Zeit von diesen Couverts nichts.

In England, das im Anfange unseres Jahrhunderts den größten Postverkehr aufwies, war man mit dem Postverkehr schon lange unzufrieden, und je mehr er sich steigerte, desto mehr wuchs die Unzufriedenheit. Der Wunsch nach einer gründlichen Reform des Postwesens wurde immer dringender, so daß sich ein Kreis hervorragender Männer verband, um diese Reform durchzuführen. Das außerordentlich hohe Briefporto gab vielfach Anlaß zu Klagen, die nur zu begründet waren. Die Berechnung des Portos geschah auf folgende Weise. Es wurde die Entfernung des Bestimmungsortes vom Aufgaborte und der Umfang der Briefe (1, 2, 3, 4 oder mehr Bogen) in Betracht gezogen. Das Porto betrug daher, gleichviel, ob der Brief Handschriebenes oder gedruckte Preislisten, Circularre usw. enthielt, zwischen 2 Pence und 1 Schilling 6 Pence für den einfachen Brief mit einem Bogen Inhalt. Dabei wurde das Couvert, sowie jedes einliegende Blättchen für einen

Bogen gerechnet. Die Entfernung wurde nicht nach der Luftlinie, sondern nach dem wirklichen Wege gemessen, den der Brief zurücklegen hatte.

Schon im Jahre 1824 trat Samuel Roberts aus Conway öffentlich für ein einheitliches Porto ein, und die Regierung wurde von einer Menge von Beschwerden, Deutschriften, Vorschlägen überflutet, so daß sie sich im Jahre 1835 bemüht sah, eine Kommission zur Prüfung dieser Angelegenheit einzusetzen, mit deren Vorsitz Robert Wallace betraut wurde. In dieser Kommission wurden besonders die Anträge gestellt, das Porto von nun an nach dem Gewicht zu bemessen und für kaufmännische Preislisten und Mitteilungen einen einheitlichen ermäßigten Portofuß einzuführen. (Suppantischicht „Briefmarkenkunde“.)

Aber erst dem unermüdlichen Fleiße Rowland Hills, der mit Beginn des Jahres 1837 eine Flugchrift unter dem Titel „Die Postreform, ihre Wichtigkeit und Durchführbarkeit“ veröffentlichte, in welcher er hinwies, daß das Porto ohne Rücksicht auf die Entfernungen auf 1 Penny für eine halbe Unze (= 7 Gramm) herabgesetzt werden könne und die Postverwaltung trotzdem dabei gewinnen müsse, gelang es, diesem Gedanken zum Durchbruche zu verhelfen. Das Porto sollte entweder bar oder durch Verwendung von gestempelten Umschlägen oder Briefbögen entrichtet werden.

Hill vertrat seine Sache energisch und erwarb sich hierdurch viele Freunde. Als Lord Richfield, der damalige Generalpostmeister, sich im Parlament die Erklärung abgab, die Korrespondenz müsse, um den Ausfall des Portos zu decken, sich mindestens um das zwölfwache vermehren, dann aber würde das ganze Generalpostgebäude nicht hinreichen, die Beamten und die Briefe zu fassen, entgegnete Hill: „Ich bin sicher, daß Eure Herrlichkeit keinen Augenblick zögern würden, sich darüber zu entscheiden, ob in diesem großen und gewerblustigen Lande die Größe des Postgebäudes sich nach dem Umfange der Korrespondenz, oder der Umfang der Korrespondenz sich nach der Größe des Postgebäudes zu richten hat.“

Trotzdem das Publikum und die öffentliche Meinung sich einstimmig für die rasch populär gewordene Idee einer Postreform aussprach, war das „Wie“ der Erhebung des Portos bei Aufgabe der Briefe — entweder in barem Gelde oder durch gestempelte Briefbögen und Rouverts — praktisch nicht durchführbar, und das Zustandekommen der ganzen Hill'schen Postreform stand in Frage. Schon war die „Penny-Porto-Bill“ dem Falle nahe, als die Vorlage plötzlich dadurch gerettet wurde, daß Wallace im Unterhause, Lord Ashburton im Oberhause ein neuartiges Frankierungsmittel — die aufklebbare Briefmarke — zur Sprache brachte, durch die die Staatsfinanzen gegen Schädigung durch Fälschung gesichert, allen Zwecken entsprachen und jedes Widerstreben der Papierfabrikanten und Papierhändler beseitigt werden würde.“

Das Verdienst, die aufklebbare Briefmarke erfunden zu haben, eine Erfindung, die sich den größten aller Zeiten würdig zur Seite stellen kann, gebührt dem im August 1853 verstorbenen Buchhändler James Chalmers aus Dundee in Schottland. Lange Jahre hat der Streit über die Frage getobt, wer der Erfinder der aufklebbaren Briefmarke gewesen sei. Während sie bis vor einiger Zeit noch Hill zugeschrieben wurde, ist heute kein Zweifel mehr, daß Chalmers zuerst den wohl-durchdachten Entwurf der aufklebbaren Postmarke eingereicht und deren Verwendung für alle vorgeschlagen hat.

Der 6. Mai 1840 ist der Geburtstag der Briefmarke, die eine völlige Revolution im Postverkehr hervorgerufen hat. Seit diesem für alle Zeiten denkwürdigen Tage haben sich die Briefmarken im Fluge die Welt erobert, und heute existiert in Europa kein Staatengebilde, das sich derselben nicht bediente, und auch in den fremden Weltteilen haben sie in

allen civilisierten Ländern festen Fuß gefaßt. Es ist nicht uninteressant, die Verbreitung der Briefmarke zu verfolgen, denn diese war keine Schritt, sondern eine Sprungweise. Da ihre Wiege in England, also in der alten Welt, stand, sollte man naturgemäß annehmen, daß sie sich zunächst in den übrigen Ländern Europas verbreitet und erst von da ihren Einzug in die fremden Weltteile gehalten hätte. Dem ist jedoch nicht so. Die ältesten Marken nach den englischen sind die Lokalmarken von New-York, die schon im Jahre 1842 ausgegeben wurden. Nicht Europa, sondern Amerika war es also, das sich die englische Erfindung zuerst zu Zuge machte. Im Jahre 1843 folgten Brasilien, Genf und Zürich, 1845 Basel, Brattleborough und New-Haven, 1846 Baltimore, 1847 Mauritius, Providence, Alexandrien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit der ersten Generalausgabe, 1849 Bayern, Belgien, Frankreich und Neu-Schwabens, 1850 Hannover, Oesterreich, Preußen, Sachsen, Schleswig-Holstein, die Schweiz, Spanien, Britisch-Guayana, Victoria, 1863 folgte die Türkei und endlich 1864 Mecklenburg-Strelitz.

Welchen Einfluß die englische Postreform von 1840 in Verbindung mit der Einführung der Briefmarke und der späteren Einführung der Postkarte sowie den Segnungen des Weltpostvereins und der Eisenbahnen auf den Briefverkehr ausgeübt hat, wird am besten durch den Verbrauch an Postwertzeichen illustriert.

In Deutschland wurden im Fiskalsjahre

1855	1 635 000 Briefmarken
	3 757 000 gestempelte Briefumschläge
1865	61 248 000 Briefmarken
	11 348 100 gestempelte Briefumschläge
1878	646 750 000 Briefmarken
	5 251 000 gestempelte Briefumschläge

endlich im Fiskalsjahre 1892 1 326 660 000 Briefmarken verbraucht.

Die Briefumschläge wurden in diesem Jahre außer Gebrauch gesetzt. Noch besser zeigt den steigenden Verbrauch an Briefmarken in den verschiedenen Jahren eine mit künstlerischer Vollendung hergestellte graphische Statistik im Postmuseum in Berlin.

Zum Schluß mögen die Worte, mit denen Suppantisch in seinem schon citierten Werke „Briefmarkenkunde“ die Briefmarke in historischer und kulturhistorischer Beziehung feiert, hier Platz finden: „Die Briefmarke ist ein historisches Denkmal, wenn auch in zarterster Form. Sie belehrt uns häufig darüber, welcher Sprache, welcher Schriftzeichen sich ein Volk in einem gegebenen Zeitraum bediente, welchen Währungs-, welche Regierungsform es hatte, wer es beherrschte u. s. w. Eine geordnete Sammlung von Briefmarken eines Landes oder Volkes wird uns nicht selten ein getreues Bild seiner Geschichte zeigen. Ich brauche diesfalls nur auf die Briefmarken von Spanien, Frankreich, Mexiko u. s. w. zu verweisen, welche uns über alle Wandlungen unterrichten, die diese Länder und Reiche in den letzten 40 bis 50 Jahren erlebt haben. Ob ein künftiger Geschichtsforscher jemals auf diese Quellen angewiesen sein wird, ist nicht entscheidend. Weit wichtiger als die historische ist die kulturhistorische Bedeutung der Briefmarke. Durch sie wurde das Postwesen auf eine neue Grundlage gestellt, sie hat den Postverkehr vereinfacht und verbilligt und die Völker mit einem Schläge aneinandergerückt. Dadurch, daß die Kulturnationen miteinander und mit kulturell minder entwickelten Völkern in leichteren und regeren Verkehr traten, verbreitete sich die Kultur, und dieser Erfolg ist demnach unmittelbar der Briefmarke zuzuschreiben. Die Postwertzeichen, welche mit den Posteinrichtungen der Völker in inniger Verbindung stehen, gewähren uns daher einen Einblick in dieselben. Aber auch noch in anderer Beziehung belehren sie uns. Betrachtet man nämlich die Postwertzeichen der verschiedenen Völker oder vergleicht

man die kürzeren Marken mit den außer Kurs getretenen, so wird man wahrnehmen, welcher Unterschied sich in Bezug auf ihr Aussehen, auf ihre Vollkommenheit u. s. w. ergibt. Man wird finden, daß sich die Briefmarken ein und desselben Landes mehr oder minder gleichen und in ihrem Typus gleichsam ihr Land repräsentieren. Man wird weiter wahrnehmen, daß die Marken der großen Kulturnationen auch durch ihre technische Vollendung jene der minder entwickelten Völker überragen und daß die späteren Emissionen häufig schon einen bedeutenden Fortschritt in der Technik ihrer Erzeugung gegen die ersten Ausgaben befanden. Wir werden also durch die Briefmarke ein Bild gewinnen, auf welcher Stufe der Entwicklung sich bei einem Volke die Gravirkunst, die Buchdruckerei und die Papierindustrie befinden und welche Fortschritte es in den letzten 40 bis 50 Jahren darin gemacht hat.“

Doffy.

Authentische Uebersetzung von Emil Ernst.

Marie, das Kinder mädchen, brachte heute die kleine Doffy mit einer bei ihr ganz ungewohnten Geschwindigkeit zu Bett, einer Geschwindigkeit, von der sich nur diejenigen eine richtige Vorstellung machen können, denen das plötzliche, blitzartige Ausleuchten der Blendlaterne eines Polizisten bekannt ist. Marie bewies heute eine beinahe ebenso große Geschwindigkeit. Und dies hatte seine besondere Ursache. Sie sehnzte sich nämlich darnach, eine solche Laterne aufleuchten zu sehen, welcher Anblick ihre größte Freude war, allerdings nur die eines ganz speziellen Polizisten.

„Gute Nacht, Miß Doffy.“
Mit diesen Worten löschte Marie das Licht aus und ließ das Kind im Dunkeln allein. — Man weiß, wie dunkel es zuweilen ist. In dieser Nacht nun war es sehr dunkel. Das Kind richtete sich im Bettchen auf. Der Himmel war zwar voller Sterne, aber sie schienen heute so matt, so hoch, in so weite Ferne gerückt. So unendlich klein. Wie die kleinsten aller kleinen Lichter. Und dazu alles still. Nichts regte und rührte sich. Jedermann weiß, daß in gänzlich stiller Stille sogar das leiseste Flüstern zu hören ist. Das kleine, im Bettchen aufrecht sitzende Kind vernahm jetzt folgende Worte: „Du hast noch nicht gebetet, Doffy, Gott ist sehr böse.“

Sie wurden zwar nur im Flüsterton gesprochen, aber Doffy konnte sie doch ganz deutlich hören. Man denke sich, ein kleines Kind ganz allein, alles dunkel, alles still und Gott „sehr böse.“

„Du hast noch nicht gebetet, Doffy —“
Das Flüstern war lauter geworden. Entsetzt sprang das Kind aus dem Bett, lief auf die Thüre zu, riß dieselbe hastig auf und rief: „Marie! Marie!“

Keine Antwort.
Im nächsten Augenblick stand Doffy auf der obersten Treppenstufe. Von neuem ertönte ihr Ruf:

„Marie! Marie!“
Keine Antwort.

Der Schein einer Lampe fiel auf die kleine, weißgekleidete Gestalt, deren Augen angstvoll umherblickten. Da Marie noch immer nicht kam, ließ sie sich auf der obersten Treppenstufe nieder, wo das Licht der Lampe voll auf sie schien. Im Stillen fürchtete man sich ja immer weniger vor Gott; und wenn man nur imstaube ist, sich wach zu halten und seine Umgebung zu beobachten, sieht man sich beruhigter. So ging es auch der kleinen Doffy. Das Entsetzen ließ nach und die rosigte Farbe trat wieder in die weißen Wangen zurück. Aber leider nicht nur in diese allein. — Nein; auch die Spitze der Nase, die Spitze des Kinns, die Spitzen der Ohrläppchen, die Spitzen der Finger, die Spitzen der Beine, alles, alles wurde allmählich von tiefem Rot überglänzt.

Doffy zog die Beine ein, sie zog ihre Hin-

ger ein, sie zog sogar ihr Kinn ein; aber sie war nicht imstande, ihre Nase einzuziehen, sie konnte auch nicht ihre Ohren einzuziehen.

Sie zitterte und bebte am ganzen Körper vor Kälte.

Nach dem — wie müde würde sie, und ach, wie schlaftrig. Das goldhaarige Köpfchen fiel herab, die Augen schlossen sich.

„Du hast noch nicht gebet, Doffy. Gott ist sehr böse.“

Die häßlichen Worte, im nämlchen Flüster-tone. Doffy riß die Augen gewaltig auf, aber schon in der nächsten Minute fielen sie ihr wieder fest zu.

„Du hast noch nicht —“

Am Ru stand Doffy schon wieder auf ihren Füßen.

„Marie! Marie!“

Ein schreiliches Schrei durchtönte das Haus. Das Kind stürzte die Treppe hinunter.

„Marie! Marie! Wo bist Du nur? Ich möchte so gern mit Dir beten.“

Was wollte sie nur? Ist es so schwer zu erraten? Diese kleine, zarte Kinderseele hatte keine Ahnung, daß sie ihre Gebete ja allein hörte Gott sagen können.

„Marie! Marie!“

Wieder keine Antwort.

Nun brach das kleine geängstigte Mädchen in Thränen aus.

„Ganz allein, ganz allein, und Gott sehr böse!“

Plötzlich kam ihr ein rettender Gedanke. Sie öffnete die Hausthür und rief mit lauter Stimme in die kalte Nachtluft hinans:

„Marie! Marie!“

Nach immer keine Antwort.

In ihrer grenzenlosen Angst wurde sie immer unternehmender. Nun stieg sie sogar die kleine Treppe, die von der Hausthür in den Vorgarten führte, hinunter; durch den ganzen Garten hindurch bis an die eiserne Gitterthür. Hinter derselben führte eine abgelegene Straße. Auch dort alles ganz still.

Nicht eine einzige Menschenseele zu sehen.

Nach einigen Sekunden jedoch ließen sich Schritte hören. Kein Zweifel! Marie kehrte endlich zurück. — Nein! Sie war es doch nicht. Es war nur ein Herr; wenigstens war es ein Mann mit einem Cylinder; und wenn jemand zur Nachtzeit einen Cylinder trägt, so kann man fast davon überzeugt sein, es ist ein Herr; — so lautete Doffys mehr gefühlte als gedachte Logik! — Halt! Am Ende sogar würde er es thun?

„Herr Jemand!“

„Wer ruft?“

Der Mann mit dem Cylinder kehrte um.

— Eine kleine, weißgekleidete Gestalt stand hinter ihm.

„Möchten Sie nicht so gut sein, Herr Jemand, einen Augenblick mit mir ins Haus zu kommen?“

Und bittend griff eine kleine kalte Hand nach der seinen.

„Wer bist Du denn, meine Kleine?“

„Ich bin Doffy — Doroffy,“ fügte sie, ihren Kosennamen erklärend, hinzu. Dann fuhr sie mit kindlicher Wohlherzigkeit fort: „Ich nenne Sie Herr Jemand, weil ich nicht Ihren Namen weiß. Marie ist fort; Papa und Mama sind auch fort. Deshalb möchte ich Sie so gern mit mir haben.“

„Ist irgend etwas passiert? Nein! — Nun, Du brauchst mir auch nichts zu erklären. Führe mich nur an den Ort der That. Du hast vermutlich mit Feuer gespielt? Wie empörend, ein so kleines Kind allein zu lassen.“

„Da also wären wir — Was möchtest Du nun?“

Sie befanden sich jetzt im Entree.

„Ach bitte, lieber Herr Jemand, setzen Sie sich doch auf diesen Stuhl.“

Damit brachte die kleine Doffy ihm mit ausgesuchter Höflichkeit einen Stuhl herbei.

„Nicht auf den Stuhl setzen? — Nein, mein Kind!“

„Über Sie müssen. Nur einen einzigen Augenblick.“

Der Mann mit dem Cylinder setzte sich. — Und nun, o Wunder! kniete sich das kleine Mädchen vor ihm nieder, senkte ihr goldhaariges Köpfchen auf ihre gefalteten Hände, die sie auf seine Knie gelegt, und sprach ihre Gebete. Juerst: „Vater unser, der Du bist im Himmel.“

Dann ein kleines Familiengebet — Gott wurde gebeten, all ihre Lieben zu beschützen; Papa und Mütterchen, eine Anzahl von Tanten und Onkel, eine Verwandte namens Bobbie; Bobbie's kleines Schwesterchen und zuletzt noch „Marie“.

Hier machte Doffy eine kleine Pause, um nach einigem Ueberlegen hinzuzufügen: „Deute Abend, lieber Gott, habe ich meine Gebete nicht Marie aufgesagt, sondern einem fremden Herrn. Bitte, beschütze ihn auch.“

Hierauf erhob sie sich. Aber nicht so der Herr. Der blieb tief in Gedanken versunken sitzen. Denn etwas so Wunderbares war ihm bisher in seinem Leben noch nicht begegnet.

Doffy wußte nicht, was sie machen sollte. Sie blickte zuerst auf den Herrn; dann auf die Thüre. Dann dachte sie einen Augenblick nach. Sie wollte doch nicht unfreundlich scheinen. Endlich schien sie zu einem Entschluß gekommen zu sein und sprach mit lieblicher, klarer Stimme:

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Jemand. Ich habe jetzt all meine Gebete gesagt.“

Dies dünkte ihr die artigste Form, um ihm anzudeuten, daß sie ihn nicht mehr brauche.

— Aber der Herr in dem Cylinder erkannte nicht ihre Absicht. Man wird die Situation begreifen, sie war erstaunlich peinlich. Doffy konnte sich nicht bestimmen, je in einer peinlicheren sich befinden zu haben. Da sie gar nichts mehr zu sagen wußte, blieb sie stehen und schaute zu ihm empor. Sie bot ein gar halbes Bild. Ich wollte, es gelänge mir, ihr Aussehen zu schildern. — Die goldigen, glänzenden Locken fielen mir auf die Stirn, unter der zwei schöne Augen benruhigt hervorschauten. Die kleine, rot angehauchte Nase sprach von Kälte, und einer ihrer rosiggen Zeigefinger war vor Verlegenheit an ihre kirchrote Unterlippe gedrückt. Dieses alles über einem langen, schneigen Gewande. Darunter zwei rosige Füßchen. Der Mann mit dem Cylinder betrachtete das halbe, unschuldige Gesicht mit liebevollen Blicken, lange und unverwandelt, dann hob er es zu sich empor.

„O, Du wunderbares kleine Wesen! Gott im Himmel behüte und beschütze Dich.“

Während er sprach, entblühte er sein Haupt und berührte ihre glänzenden Locken mit seinen Lippen.

„Ich danke Ihnen auch sehr, Herr Jemand. Gute Nacht.“

Wie eine kleine Königin küßte sie ihn. Wie eine kleine Königin entließ sie ihn.

Jetzt entfernte sich der Herr ohne ein weiteres Wort. Was aus ihm wurde, blieb uns unbekannt. Die kleine Doffy aber wanderte nun wieder die Treppe hinauf und nach ihrem dunklen Zimmer. Jetzt schliefte sie sich nicht mehr — nicht ein bisschen. Und ist es zu glauben? Es waren doch mehrere Stunden seit dem Verlassen ihres Zimmers verstrichen, und trotzdem war ihr Bettchen noch ganz warm; es hatte noch immer jene angenehme Wärme, in der man so leicht einschlief — vorausgesetzt, daß man gebetet hat.

Am andern Morgen kam der kleinen Doffy die Erinnerung an all ihre Erlebnisse zurück, und sie erzählte dieselben ihrem Mütterchen; und über Mütterchens Wangen rannen Thränen. Sie erzählte dieselben ihrem Vater; und der Vater drückte ihr goldenes Lockenköpfchen fest an sein Herz, und sein Herz klopfte zum Zerplatzen.

Und viele, viele Jahre seit dieser Begebenheit beschügten Vater und Mutter ihr Kleinkind selber und gingen abends nicht mehr in Gesellschaft.

Amerket.

— Die Güte im Theater! Man liest folgenden Dialog darüber im „Punch“: Ein alter Herr sagt voll Bewunderung zu einer jungen Dame, deren moderner Hut ihm die Aussicht auf die Bühne versperrt: „Verzeihung gnädige Frau, aber mein Hut kostet 10 Schilling, und Sie verziehen, daß ich gerne sehen möchte. Ihr Hut.“ Die Dame: „Mein Hut, geheimer Herr, kostet 10 Guinees, und ich möchte gern, daß man ihn sieht!“

— Zeitgemäß. Schauspieler: Die Begeisterung nach meinem Auftreten war so groß, daß man mir den Motor abstellte und die Automobildrosche nach Hause schob.

— Kleines Mißverständnis. Eine Dame wird auf der Straße ohnmächtig und von einem Herrn in eine nahegelegene Buchhandlung gebracht. „Bringen Sie schnell ein Glas Wasser!“ ruft der Herr dem Lehrling zu. — Gleich darauf erscheint der Jüngling wieder und fragt ganz schüchtern: „Sie meinen doch von Erbsen?“

— Schlaubeantwortet. Dame: „Glauben Sie, Herr Professor, daß meine Tochter mit ihrer Stimme zum Theater gehen kann? Musikprofessor: „Ach ja, sie kann schon mit ihrer Stimme das Theater besuchen!“

— Aus der Schule. Lehrer: „Was waren David und Goliath?“ — Morichsen: „Konfuzen.“ — Lehrer: „Wie so?“ — Morichsen: „Der David hat so lange geschleudert, bis der Goliath kaput war.“

Diamant-Rätsel.

Folgende 84 Buchstaben: A A A A A A A A. B B. C. D. E E E E E E E E. F F G. H H H H. I I I I I I I I. M M M M M M N N N N N N N N. O O O O P. R R R R R R R R. S S S S S S. T T T T T T. U U U U U U, werden in dreizehn Zeilen so gruppiert, daß sie den Namen eines Mannes ergeben, dem wir fast, Räselvorher mit Freude, Liebe und Ehrfurcht entgegenzaren. Die einzelnen wogerechten Reihen bezeichnen: 1. einen Vorfahren, 2. eine fruchtbare Klar, 3. was oft die Sonne verdeckt, 4. muß. Bezeichnung, 5. einen berühmten russischen Staatsmann, 6. einen Hauptteil der hl. Weisheit, 7. den betr. Namen, 8. was dem Urteilen vorgehen muß, 9. ein berühmtes Land, 10. ein Getränk, 11. einen Vogel, 12. einen jüdischen Stammvater, 13. einen Buchstaben. ITV.

Räsel.

Es ist ein kleines Räsellein,
Geht weder Thür noch Fenster mein,
Eine gelbe Blum' wächst drinnen;
Und wer die gelbe Blum' will haben,
Der muß das Räsellein zerlegen —
Nun magst du dich, bestimmen!

Charade.

Mein Erstes währt,
Mein Zweites zehrt.
Mein Ganzes ist,
Wie ihr wohl wißt,
Als böses Zeichen
Nur Fischern eigen.

Pomonym.

Den sich der Ritter
Legt bei zum Ruhme,
Gehört 'nem Vogel
Zum Eigenthume,
Und wohnt im Garten
Als eine Blume.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Räsel: Verghimmelnicht.
Charade: Nachtlicht.
Pogogramm: Hund, Hund, Hund, Hund, Hund,
— und.
Buchstabenrätsel: Siebenbürgen.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Donnerstag, 21. Dezember. Thomas, Apostel.
Freitag, 22. Dezember. Gregor von Spoleto.
Martyrer. Quatember.

Sonntag, 23. Dezember. Dagobert, König.
Quatember. Fast- und Abstinenztag wegen des Weihnachtstages. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse.